

nicht nur, sondern auch

-

Methodisches im Umgang mit Mannigfaltigkeiten
in Gilles Deleuzes und Félix Guattaris „Rhizom“*

Thomas Schlereth

Lesung im Kunstverein Freiburg

17. Februar 2011

*Einleitung in: Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie, Merve, Berlin 1997
(franz. Original: Paris 1980)

„Wenn ich rufe: / Ideal, Ideal, Ideal, / Erkenntnis, Erkenntnis, Erkenntnis, / Bumbum, Bumbum, Bumbum, / dann habe ich ziemlich genau den Fortschritt verzeichnet, das Gesetz, die Moral und all die anderen schönen Eigenschaften, die verschiedene sehr gescheite Leute in so vielen Büchern abgehandelt haben, um zu dem Schluss zu kommen, dass ja doch jeder nach seinem Bumbum recht hat“. ¹

Dass diese Zeilen nicht nur einfach frech daherkommen, kann ein kurzer Blick auf deren Erscheinungsdatum zu bedenken geben. 1918 und die Frage, was und vor allem, wie nun weiter. In Anbetracht dessen erfährt das Vertrauen in den menschlichen Verstand als höchstes bis einzigstes Mittel zur Lösung menschlicher Probleme keine geringe Erschütterung. DadaBumbum - die Produktion, das Herbeiführen, das Geschehen-Lassen von Unsinn war das Mittel der Stunde, vielleicht das unmittelbarste, im Versuch, der (Allein)Herrschaft abendländischer Ratio zu kündigen.

Insofern spielten die heraufbeschworenen Spontaneitäten und Zufälligkeiten abermals auf einem brisanten Feld, dem es an Ernst nicht fehlte, noch fehlt. Wie mit dem Streben nach Ordnung umgehen, das doch unweigerlich einen großen Teil dieses abendländischen Menschen ausmacht – in welcher Form auch immer? Fragwürdigerweise, wenn nicht eigentlicher frag-notwendig, geht es auch um Möglichkeiten einer Hygiene der Ratio. Einer Hygiene, die in irgendeiner Form von dieser Ratio selbst auszugehen hat. In irgendeiner Form: Unmittelbar kann – und muss dieses Problem offenbar nicht zu einer Lösung kommen. Kann es ein Alleine des Denkens geben? Die Wege führen, zumindest an dieser Stelle, über das, was der Verstand nicht selbst ist, also über Außen, über Gegenstände. Dass diese Gegenstände und in gewisser Weise auch das Außen im Plural auftreten, ist bereits weniger Zufall. Hat der Verstand einmal sein Werk der Ordnung begonnen – und das hat er und tut er – findet er sich immer schon *medias in res*, umgeben und konfrontiert von Vielem. Und vielleicht ist mit dieser Wendung auch ein wenig getilgt bezüglich dessen, was „der Verstand“ als isolierter und isolierender Begriff bereits verschuldet.

In diesem Zusammenhang soll es um „Methodisches“ gehen. Methode heißt gerne, Verfahrensarten handhabbar zu wissen, noch bevor eine konkrete Situation mit Bedarf aufwartet. Dergestalt scheint der Zweck von Methode darin zu bestehen, Unbestimmtheiten auszuklammern oder zumindest zu entschärfen. Wenn hier ebenfalls von einer Methodik, einer Methodik im Umgang mit Mannigfaltigkeiten, die Rede ist, dann unter abgewandelten Vorzeichen. Der hiesige Methodenbegriff stellt sich die Frage und Aufgabe, zu untersuchen, in wie weit sich Unbestimmtheit und Ungewissheit unentstellt und sozusagen noch scharf integrieren lassen, in wie weit gerade in ihnen kostbare Potentiale angeschlossen werden können.

¹Tzara, Tristan: Dada-Manifest 1918, zitiert nach Harrison/Wood, Kunsttheorie im 20. Jhd., Hatje Cantz, Ostfildern 1998, S.298

„Die Mannigfaltigkeiten *sind* die Realität, sie setzen keine Einheit voraus, gehen in keine Totalität ein und gehen erst recht nicht auf ein Subjekt zurück. Subjektivierungen, Totalisierungen und Vereinheitlichungen sind dagegen Prozesse, die in den Mannigfaltigkeiten produziert werden und auftauchen.“²

Woher will irgendein Mensch, wollen zwei Menschen wissen, was die Realität ist? In ihrem 1980 erschienenen „Tausend Plateaus“ machen Gilles Deleuze und Félix Guattari keinen Hehl aus ihrem Ausgangspunkt, in gewisser Weise auch ihrem Thema. Sie nennen es „Mannigfaltigkeiten“, was zu untersuchen ihnen vorschwebt oder, folgt man ihnen, was sie bereits längst schon umgibt und ausmacht. Den Mannigfaltigkeiten stellen sie diejenigen Kategorien gegenüber, die nicht selten als ein Bollwerk, zumindest als ordnende Größen für das Viele fungieren: Einheit, Totalität, Subjekt. Klarheit, Überschaubarkeit, Gewissheit – könnte die Liste um die entsprechenden Zwecke fortgesetzt werden. Doch die Aussage setzt zuerst eine Reihenfolge: Vor Schließungen noch steht das Offene. Das Offene, das bereitwillig all das aufnimmt und den Raum gibt für die Gegenstände und deren Einordnungen und die Ordnungen der Einordnungen, usf. Das Offene, um nicht selbst allzu offenkundig zur Einordnung zu werden, müsste vielleicht treffender heißen: die Offenheiten oder eben, da so oder so gefüllt: die Mannigfaltigkeiten. Die Mannigfaltigkeiten als der Ort, an dem die Fragen nach dem Wohin der Einordnungen nicht abgelegt werden, also gerade nicht an einen (letzten) Punkt kommen. Deleuze und Guattari führen sie weiter als ein Dazwischen, als „Ort, an dem die Dinge beschleunigt werden. Zwischen den Dingen bezeichnet keine lokalisierbare Beziehung, die vom einen zum anderen geht und umgekehrt, sondern eine Pendelbewegung, eine transversale Bewegung, die in die eine und die andere Richtung geht, ein Strom ohne Anfang oder Ende, der seine beiden Ufer unterspült und in der Mitte immer schneller fließt.“³ Das Dazwischen wird qua Mannigfaltigkeiten zu einem eigenmächtigen Spielraum. Da es keinen festen Ort kennt, macht es sich vornehmlich in Relationen und Beziehungen geltend. Macht sich geltend – betont aktivisch und prozessual nimmt es seinen Lauf, um einer Logik des „und“ zu folgen. Aber dazu an späterer Stelle ausführlicher.

Vorerst nochmals zurück: Wohin führt die Reihenfolge, die die Mannigfaltigkeiten zur Voraussetzung für Einheiten, Totalitäten und Subjekte welcher Art auch immer erklärt? Und wohin, wenn diese Reihenfolge nicht nur eine Setzung unter vielen, sondern vor allem den Anspruch für alles Weitere stellt? Die direkteste Konsequenz spricht aus der Form des Textes selbst, von seiner strukturellen Organisation bis in seine Syntax. Bisweilen in Form von sprunghaft verbundenen Assoziationen erfreuen sich die Gedankenführungen spürbar dieser Bewegungsfreiheiten, als wären sie ihnen noch nicht lange vergönnt. Begriffe diverser Disziplinen und Diskurse laufen munter durch Nahes und Fernes hindurch. Allen voran der Titel der Einleitung, „Rhizom“, steht

²Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: a.a.O., S.II

³ebenda, S.42

bereits unter diesen, seinerseits botanischen Vorzeichen. Und immer wieder bringen es Deleuze und Guattari explizit zur Sprache, worum es bei diesen Unbefangenheiten geht: „Wir beanspruchen keinesfalls den Rang einer Wissenschaft. Wir kennen keine Wissenschaftlichkeit und keine Ideologie mehr, sondern nur noch Gefüge. (...) Kurz gesagt, wir meinen, dass man gar nicht genug im Namen eines Außen schreiben kann.“⁴ Weder die Vermittlung irgendeines, gar philosophischen Fachwissens, noch das Programmieren diverser Termini auf Interdisziplinarität geben Beweggründe ab. Skizzenhaft trifft es vielleicht eher das Versuchen, verschiedenen Prozesshaftigkeiten anteilig zu werden, die im Namen „eines Außen“ für etwas Potentielles, noch nicht Bestimmbares eintreten. Die grundsätzliche Ungewissheit, die damit ins Spiel gebracht wird, gilt es an- und ernst zu nehmen. Und dass darüber das Subjekt, das sich den Prozessen des Außen aufzuschließen bemüht, sich bemüht, diese Prozesse an sich selbst zuzulassen, dass dieses Subjekt damit selbst ein Anderes wird, folgt sofort. „Wir haben den Anti-Ödipus⁵] zu zweit geschrieben. Da jeder von uns mehrere war, ergab das schon eine ganze Menge. Wir haben alles verwendet, was uns begegnet ist, das Nächstliegende und das Entfernteste. (...) Wir sind nicht mehr wir selbst. Jeder wird das Seine erkennen. Wir sind unterstützt, angeregt und mehr geworden.“⁶ Einmal ungeachtet des eigenwilligen Duktus dieser Zeilen, die unmittelbar dem Beginn des Rhizoms entstammen: Könnten diese Zeilen nicht auch als ein Versuch der Ermutigung angesichts erdrückender Viel- und Ungewissheiten gelesen werden? Ermutigung zu was? Vielleicht als Ermutigung, das Viele und Ungewisse weniger als ein zu bearbeitendes Außen zu verstehen, sondern vielmehr als ein längst Verinnerlichtes zu denken. Als einen bereits arbeitenden Bestandteil des Denkens, der mehr als nur eine potentielle Quelle abgibt, weil er vielleicht längst schon Quelle ist, und zwar mannigfaltig und ungewiss. In gewissem Maße tritt hier eine freudsche Figur auf. Das Denken fragt nach sich selbst, um sich dabei ein Attest auszustellen, das sich daran versichert, dass sein Befund dem Patient ungewiss bzw. unbewusst ist. Der entscheidende und bewusste Unterschied liegt allerdings darin, dass sich das Attest nunmehr selbst der Ungewissheit zurechnet.

Bleibt dennoch und einmal mehr die Frage im Raum, was nun damit gewonnen und vor allem, welcher Preis dafür zu entrichten sei. Ist es nicht ein allzu Einfaches, in vertrackter Ausdrucksweise jeglicher Ordnung eine Absage zu erteilen? À la: Wie beschränkt, immer alles rational erklären zu wollen? Die konnotierten Urteile sprechen von Seiten der Ordnungsinstanzen Einheit, Totalität und Subjekt. Und eine vergleichbare Klarheit und Gewissheit, zumal in der Form, ist ausgehend von den Mannigfaltigkeiten gewiss nicht zu erreichen. Aber vielleicht sind zumindest ein paar neue Fragen gewonnen, Fragen der Art, ob es nicht sein kann, dass sich unter der ordnenden Hand bewährter Begriffe und Konzepte nicht doch etwas ändern kann, etwas in

⁴ebenda, S.38

⁵Titel des ersten Bandes von Kapitalismus und Schizophrenie, Paris 1972

⁶Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: a.a.O. S.12

Bewegung ist, dem sich die ordnenden Größen, so bewährt ihr Arrangement auch sein mag, vielleicht von hier zu da anpassen sollten. Und wie wäre das zu leisten? Wie sind die Begriffe scharf zu halten, auf deren Arbeit ein jeder, also welche Partei auch immer angewiesen bleibt? Der Preis, der entlang dieser Fragen zu entrichten wäre, beläuft sich zumindest nach dem ersten Anschein auf „den Tod des Subjekts“, „das Ende der Geschichte“ und allerlei Ähnliches. Diese Parolen, so scharf sie vielleicht einstmals klangen, schießen schnell über den eröffneten Spielraum hinaus. Den Begriffen nach halten sie sich an den entgegengesetzten, dem Prinzip nach an denselben Schranken fest, wie dies unter den Parametern geschieht, die sie in Abrede stellen. Aber kann es nach einem zweiten Anschein Bilder und Begriffe geben, unter denen dies nicht so ist? Kann es Bilder und Begriffe geben, die die Haltlosigkeit des Dazwischen, die Ungewissheiten des Zwischenraums aushalten?

„Es genügt aber nicht zu rufen Es lebe das Mannigfaltige!, so schwer dieser Ausruf auch fallen mag. (...) Das Mannigfaltige muss gemacht werden, aber nicht dadurch, dass man immer wieder eine höhere Dimension hinzufügt, sondern vielmehr schlicht und einfach in allen Dimensionen, über die man verfügt, immer $n-1$ (Das eine ist nur dann ein Teil des Mannigfaltigen, wenn es davon abgezogen wird). (...) Man könnte ein solches System Rhizom nennen. Ein Rhizom ist als unterirdischer Strang grundsätzlich verschieden von großen und kleinen Wurzeln.“⁷ Grundsätzlich verschieden von Großem und Kleinem meint vor allem einen Abschied von qualitativen Kriterien. Da das Rhizom dennoch als System vorgestellt wird, heißt das nicht den Abschied von jeglichen Kriterien. Das Maß folgt allerdings eher Quantitativem:

$$(n-1)$$

nennt sich der Operator, der nicht nach höheren Dimensionen trachtet, sondern „schlicht und einfach“ nach „allen“. Anstatt das Denken auf eine rationale oder esoterische Einheit herunter oder hinauf zu brechen, arbeitet er nach $(n-1)$ in einer Ebene, mit Deleuze und Guattari auf einem Plateau. Weder produziert, noch reproduziert er qualitative Hierarchien. Aber für welche quantitative Operation steht dann $(n-1)$ so quasi-mathematisch ein?

Vielleicht trifft es die Figur des Loslassens. Steht eine singuläre Sache im Fokus (1), so auch vor dem Hintergrund, dass sie einer Mannigfaltigkeit (n) entstammt, und nicht nur, weil sie das höchste, niedrigste, etc. darstellen kann. Ist sie einmal dem Mannigfaltigen enthoben, und das vor allem meint Fokus an dieser Stelle, büßt sie an Komplexität ein, angesichts dessen, was ihr einstmals im Rahmen des Mannigfaltigen zukam bzw. verfügbar war. Sich aus dieser isolierten Sache nun einen Halt ableiten zu wollen, ist wohl unumgänglich. Jeder noch so simple Begriff, jedes noch so kleine Bild geht dieser Arbeit nach. Diesen Halt aber für einen kontinuierlichen zu nehmen, hieße wohl, ihn zu überfordern. Ein aus dem Mannigfaltigen isolierter Gegenstand

⁷ebenda, S.16

verfügt nicht mehr über die Vielzahl der Anschlüsse und Verbindungen, die ihm dort, vielleicht auch notwendigerweise, zuteil war. Dass in Mitten des Vielen irgendetwas notwendig von staten gehen kann, lässt aufhorchen. Ist eine Sache oder ein Zustand im Kontext des Mannigfaltigen nicht alles andere als notwendig, sprich: kontingent? Diesem Reizpunkt von Identitätsstiftung, nach dem alles immer auch anders sein könnte, könnte nun die Frage entgegen treten: Und was, wenn alles bereits schon längst anders ist? Wie wäre und wie ist dem nun zu begegnen?

($n-1$) als immer wieder Loslassen dessen, was gerade noch für einen Halt gut war. Loslassen muss demnach nicht heißen, jegliche Üblichkeiten als Überflüssigkeiten fahren zu lassen, wie es Entsagung und Askese für sich reklamieren. Noch muss es als ein neues Ideal ein Programm schreiben und dann zu erfüllen suchen. Wenn es sich auch Notgedrungen zwischen diesen Polen abspielt, dieser Pole also bedarf, wie diese bereits sich gegenseitig, stellt das Loslassen doch alles andere als die neue Einheit einer Hegelschen Synthese dar. „Die Einheit operiert immer in einer leeren Dimension, die zu der des jeweiligen Systems hinzukommt (Übercodierung). Ein Rhizom oder eine Mannigfaltigkeit dagegen lässt sich nicht übercodieren, es verfügt über keine zusätzliche Dimension, die zur Anzahl seiner Linien hinzukommen könnte, das heißt zur Mannigfaltigkeit der Zahlen, die mit diesen Linien verbunden sind. (...) Ein Rhizom kann an jeder Stelle unterbrochen oder zerrissen werden, es setzt sich an seinen eigenen oder an anderen Linien weiter fort.“⁸ Aber dass diese Anschlussmöglichkeiten bestehen, welcher Provenienz sie auch immer angehören, spricht ihnen innerhalb des Mannigfaltigen auch Notwendigkeit zu. Freilich eine Notwendigkeit, die im Vorfeld denkbar unbestimmt, wenn überhaupt irgendwie zu bezeichnen ist, solange sie noch nicht aus der Mannigfaltigkeit isoliert ist. Und das wäre bereits ein erster Hacken, bevor die Frage gestellt ist: Führt das Prinzip von ($n-1$), führen das Loslassen und das rhizomatische Denken nicht unweigerlich in Beliebigkeit über?

Wenn sich das Loslassen immer wieder an etwas festmachen lässt, dann an der Idee der Planbarkeit: „[Man] weiß noch nicht, wohin dieses Mannigfaltige führt, wenn es kein Attribut mehr ist, das heißt, wenn es in den Status eines Substantivs erhoben wird.“⁹ Und wenn an früherer Stelle bereits die Logik des „und“ zur Sprache kam, so zeigt sich nunmehr, dass es sich dabei gerade nicht um eine einfache Logik der Addition handelt. Die Logik des „und“ fällt eben nicht mit einem undifferenzierten anything goes in eins. Unbedarft wähnt sich dieses anything im Sicherem, obschon es sich nicht einmal auf seine Negation anwenden lässt. Wenn alles möglich sein sollte, wie steht es dann mit dem Fall, dass dieses alles einmal nicht möglich ist? Aber auch jenseits logischer Strenge lässt das anything goes den Prozess der Entkomplexierung außer Acht, der sich vollzieht, wird ein Gegenstand als Bild oder Begriff aus dem Vielen destilliert, um schließlich wieder dorthin verabschiedet zu werden. Vor diesem Hintergrund, vor der unaufhörlichen

⁸ebenda, S.18f

⁹ebenda, S.12

Suche nach Bildern und Begriffen, die angesichts einer spezifischen Sachlage noch eine gewisse Schärfe mit sich führen, ist eben nicht alles möglich. Auch wenn von diesem alles her eine verführerische Ordnung, eben eine Einheit, auszugehen scheint. „Die Mitte ist eben kein Mittelwert, sondern im Gegenteil der Ort, an dem die Dinge beschleunigt werden.“¹⁰

Bleibt schließlich zu fragen, ob es nicht seinerseits zu einfach gedacht ist, die Bestimmung, also den Zielort jener Beschleunigung außen vor zu lassen. Liegt nicht gerade hierin ein hintergründiger Konnex, zumindest eine Affinität zu Totalitarismen? Man denke an Marinetti und den italienischen Futurismus. Das Festlegen von Zwecken leistet in beachtlichem Maße, der Vieldeutigkeit von Bildern und Begriffen Grenzen zuzuordnen und also beizukommen. Allerdings haften dieser Operation natürlich selbst gewisse Grenzen an. Nicht erst, aber gerade seit der maschinellen und also massenhaften Reproduktion und Distribution von Bildern und Texten können vorab festgeschriebene Zwecke nicht mehr Schritt halten. Vielheiten breiten sich unaufhörlich um sie herum. Die Kontingenz macht spezifischere Notwendigkeiten notwendig. Das muss nicht bedeuten, dass jedem Gedanke an ein morgen, an ein noch-nicht-hier unter diesen Vorzeichen per se eine Absage zu Teil wird. Der Text, der sich Rhizom nennt, gibt sich seinerseits nicht wenig visionär. Und nicht im Geringsten haben diese Visionen hinter dem zurückzustehen, was wenige Jahre später als Rhizom schlechthin unter dem Namen Internet zu wuchern begann und seither nicht mehr damit aufgehört hat. Kapitalismus und Schizophrenie geben ihrerseits keine schlechten Koordinaten dazu ab. Die strukturelle Orientierung der Zwecke selbst hat sich gewandelt, sofern diese ihre Setzung zunehmend vor dem Bewusstsein erfahren, dass erst noch aus dem Vielen zu bergen sein wird, was der jeweiligen Situation Not tut. Das Mannigfaltige selbst wird zweckbesetzt, es „muss gemacht werden“.

Soweit sind es vielleicht immer noch ferne Auswehen einer Mode der frühen 80er Jahre, die diese Überlegungen durchziehen. Nicht mehr notwendig hält sich daran fest, dass das Subjekt, zumindest dem Namen nach an sich müde und mürbe geworden, abgemeldet gilt und seine Ambitionen zu jeglicher Sinnstiftung gleich mit aufkündigt. Aber weiter? Wie viele Dialektiken der Aufklärung müssen nun noch geschrieben werden? Weltverbesserung lockt wohl nicht unbedingt stabilere Ambitionen. Das Projekt trägt es bereits im Namen: Ist „die Welt“ einmal zur Relation geworden, hat bereits der entsprechende Relativierungsprozess sein Werk angetreten. Handelt es sich beim Rhizom darüber um eine Klugheitslehre im Wolfspelz? Der erste Eindruck des Textes kann durchaus bedrohlich genannt werden, und nicht weniger befremdend die Ratschläge, die die Zeilen mitunter herleiten. „Macht Rhizome und keine Wurzeln! Seid nicht eins oder viele, seid Vielheiten!“ Dabei sind es Ratschläge, die bemerkenswerterweise nicht in Ironie aufgehen. Ironie, diese unvergleichbar windige, aber umso stabilere Gehhilfe durch komplexes Terrain, birgt doch gleichzeitig immer auch Verschwiegenes. Sie verbirgt und bringt eben

¹⁰ebenda, S.42

nicht weiter zur Sprache, weil sie gerade auch dadurch getragen wird. Getragen von der Absicht und Hoffnung, dass die gehütete Unbestimmtheit mehr Eindruck erweckt, als ihr vielleicht entspricht. Dieser (post)modernen Verlockung entgegen, die so selbstsicher Distanz wahrt, erwecken Deleuze und Guattari eher den Eindruck einer Aussprache. Es kann durchaus ein engagiertes Schreiben genannt werden, das die beiden Franzosen vorlegen. Konfus oder beliebig, hieße, zu kurz zu greifen. Nicht von ungefähr liegt der Vergleich zu Tristan Tzaras Dadaistischem Manifest von 1918 nahe. Bei allem Überschwang auf ein „So müsste es sein“ und so abstrakt dieses „so“ auch formuliert und formalisiert ist, immer wieder folgt der Anschluss an ein Weiteres, ein Darüber-, genauer: Daneben-hinaus. Diese Versuchsanordnungen oszillieren um ein Loslassen, das immer wieder auch dem paradoxen Bewusstsein Raum gibt, nicht immer loslassen zu können, geschweige denn zu wollen, was das jeweilige Hier und Jetzt bereitstellt. Spätestens hier scheitert ein anything goes. Dafür aber und vielleicht auch gerade deswegen geht es um ein Loslassen, das beweglich bleiben kann. Unterwegs werden dann irgendwann einmal auch gespenstische Begriffe wie „Rhizom“ und „Plateau“ verabschiedet. Nicht nur, sondern auch.